

BEATE MITZSCHERLICH

Psychologische Dimensionen eines umstrittenen Begriffs

Der Heimatbegriff ist in den Fokus der Politik gerutscht und dient zunehmend zur Verhandlung politischer, also kollektiver Interessen. Ist Heimat aber nicht zuerst eine höchst individuelle Konstruktion, eng verknüpft mit Erfahrungen der eigenen Biografie und besetzt mit starken Gefühlen – folglich also eher ein Gegenstand der Psychologie als der Politik? Täten wir – angesichts historischer Erfahrungen – nicht gut daran, die Heimatliebe als private Einstellung zu respektieren, sie aber auf keinen Fall zur gesellschaftlichen Norm zu erheben? Wie ist das Verhältnis von Individuellem und Kollektivem in der Konstruktion von Heimat und welche Rolle spielt dabei die Kultur?

Heimat – ein Begriff im stetigen Wandel

Folgt man der Rekonstruktion der Begriffsgeschichte bei Bausinger (1991: 76 ff.), so war Heimat über viele Jahrhunderte kein psychologisches, sondern ein ökonomisches Phänomen. »Die neue Heimat kostete ihn wohl 1000 Gulden«, heißt es bei Jeremias Gotthelf (1854). Ein Stück Land, ein Besitztitel, eine Eintragung ins Grundbuch – *hard facts*, keinesfalls nur symbolische Werte. Wer keinen Grundbesitz hat(te), hat(te) auch keine Heimat, keine politischen Rechte, kein Heimatrecht – den Anspruch auf soziale Unterstützung am Herkunftsort. In die Innenwelt der Subjekte rutschte der Heimatbegriff erst in der beginnenden Industrialisierung, kulturwissenschaftlich gesehen in der Romantik oder auch nach der gescheiterten frühbürgerlichen Revolution. Bausinger (1991) und auch Applegate (1990) zeigen den Zusammenhang dieser Entwicklungen: Das politische Scheitern an der Überwindung von Adelsprivilegien und der damit verbundenen Kleinstaatelei führte die einen ins äußere Exil, die anderen in die innere Emigration, die zunehmend verarmten Kleinbauern aber in die wachsenden Städte. Hier bekam

Heimat die spezifisch deutsche, nostalgisch-resignative Aufladung, wurde zur rückwärtsgewandten *Sehnsucht* nach etwas – der bäuerlichen Lebensweise, der damit verbundenen Gemeinschaft – das bereits verloren gegangen war. Erst die erstarkende Arbeiterbewegung am Ende des 19. Jahrhunderts wandelte Heimat in einen utopischen, kollektiven Kampfbegriff: »Ubi bene ibi patria!«, was das konservative Bürgertum nicht davon abhielt, Sozialdemokraten für »vaterlandslose Gesellen« zu halten. Der innerliche, romantisch verklärte Heimatbegriff ließ sich gut nationalistisch aufladen, führte Deutschland in drei Kriege – nach dem dritten lag ganz Europa in Schutt und Asche. Heimat war 1945 im wahrsten Sinne des Wortes *verbrannt*. Der Heimatbegriff hingegen erlebte eine Renaissance und erwies seine Integrationskraft gerade angesichts der Millionen von Heimatvertriebenen, was nicht zuletzt ein kulturelles Phänomen war. Heimatfilme, Heimatromane, Heimatlieder verschönten die Trümmerlandschaften und halfen, die harte Aufbauarbeit zu ertragen. Bausinger (ebd.) beschreibt das als »Heimat von der Stange« und betont deren kommerziellen Aspekt; hinter Massenkonsum steht jedoch auch ein Massenbedürfnis – hier nach heiler Welt und nach heiler Gemeinschaft; angesichts von Millionen von Toten, Zerstörung und eigener Schuld daran. Im Zuge von »Wirtschaftswunder« und »Westintegration« verlor der Heimatbegriff seinen Glanz, wer konnte, fuhr nach Italien; auch in der DDR leuchtete die Zukunft für die meisten stärker als die finstere Vergangenheit – eine eigene *kulturelle* Identität begann sich zu entwickeln und schloss eine stärkere geographische und kulturelle Nähe zu Osteuropa ein. Erst in der Systemkonfrontation der 1980er Jahre und der erstmals bewusst werdenden ökologischen Krise wurde Heimat wieder zum defensiven und gleichzeitig utopischen Begriff der grünen Bewegung: »Global denken, lokal handeln!« Das führte nicht nur zu einem erstaunlichen kulturellen Wandel in der alten Bundesrepublik, sondern motivierte auch die Bürgerbewegung in der DDR. Der selbstbestimmte Veränderungsimpuls der »friedlichen Revolution« kippte aber in die »Wende« zum einigen Vaterland; statt der versprochenen blühenden Landschaften gab es deindustrialisierte Regionen, aus denen eine ganze Generation der Arbeit hinterherwanderte. Arbeit war wichtiger als »Heimat«, erst 30 Jahre nach der Wende werden den Ostdeutschen die damit einhergehenden Verluste bewusst und Ostdeutschland wird als »Heimat« rekonstruiert (Mitzscherlich 2018). Diese polemische Rekonstruktion schließt die Abgrenzung gegen »Wessis« vor allem aber gegen »Ausländer« ein. Wenn man schon besitzlos ist – in Leipzig gehören 70 bis 80 Prozent des privaten Wohnungsbestandes westdeutschen Besitzern – und wenig Einfluss hat (Kollmorgen 2018), dann will man wenigstens mehr Anerkennung und mehr Rechte haben als »die Ausländer« und »nicht so enden wie Gelsenkirchen oder Duisburg«. Das alles sind Konstruktionen von kollektiver Zugehörigkeit und Abgrenzung, die dem einzelnen Orientierung, Rückhalt, Stärke suggerieren.

Heimat als subjektive Konstruktion: Zugehörigkeit, Handlungsfähigkeit, Sinnstiftung

Psychologisch gesehen ist Heimat also eine subjektive Konstruktion – diese bezieht sich allerdings immer auf den kollektiven Heimatbegriff, in dem sich die Veränderung der Lebensverhältnisse abbildet. Sichtbarstes Zeichen dafür ist, dass die meisten Menschen heute mehr als eine »Heimat« benennen, selbst der Duden lässt seit einigen Jahren »Heimaten« statt des früheren Einzahlwortes zu. Mobilität gehört inzwischen zur Normalerfahrung von Menschen, nicht am Geburtsort zu bleiben und im Laufe des Lebens zu mehr als einem Ort intensive Beziehungen oder auch »Ortsbindung« (Führer/Kayser 1992) zu entwickeln. Sesshaftigkeit oder Rückkehr an den Ort der Herkunft ist zwar immer noch für einen erheblichen Teil von Menschen ein relevantes Muster, aber auch Orte der Sesshaftigkeit verändern sich permanent und zwingen Menschen zur Anpassung beziehungsweise Veränderung. Geschäfte, Gaststätten, Handwerksbetriebe verschwinden, Bauland wird ausgewiesen und bringt neue Nachbarn mit sich, Schulen und medizinische Versorgung werden in Mittelzentren konzentriert, selbst die Kirche bleibt nicht mehr im Dorf. Noch sichtbarer sind Veränderungen im urbanen Raum: Migration und Gentrifizierung führen nicht nur zum äußeren Wandel, sondern zur grundlegenden Veränderung der Bewohnerzusammensetzung in einem Haus, Viertel oder ganzen Städten. Mit diesen Entwicklungen verändert sich auch das Zusammenleben der Menschen: Familienbindung, Gemeindegliederung, Verantwortungsübernahme in Vereinen oder bei der freiwilligen Feuerwehr werden nicht mehr als sicherer Halt – besonders in Krisenzeiten – erfahren. Wesentlich für Heimat ist aber in erster Linie eine soziale Dimension, die Erfahrung von »Kennen, Gekannt- und Anerkannt-sein« (Greverus 1979). Fragt man Menschen nach Heimat, geben die meisten das Vorhandensein enger sozialer Beziehungen zu Familie, Freunden, Nachbarn als wesentlichste Voraussetzung dafür an (Hans-Seidel-Stiftung 2009). Wo es keine vertrauten Menschen (mehr) gibt, können sich Menschen nicht vertraut, geborgen und sicher fühlen. Wenn Menschen umziehen – selbst innerhalb Deutschlands, also im selben Sprach- und Kulturraum –, steigen Ängstlichkeit und Depressivität und sinken erst wieder, wenn sie angeben: Ich habe neue Freunde gefunden (Gulke 2004).

Neben der primären sozialen Dimension hat Heimat aber auch eine handlungsorientierte Dimension: In der Heimat kennen wir Wege von A nach B, wir finden Abkürzungen und Umwege ohne Navi. Wir treffen den Lichtschalter im Dunkeln, wissen wo der nächste Bäcker oder der nächste Arzt ist, das Handy wählt sich selbstständig ins Netz ein – in der Heimat funktionieren eine Fülle von Routinen, für die wir keinen Orientierungsaufwand brauchen. Im Heimatland wissen wir, wie das Gesundheitssystem, die Steuer und das Auto-Anmelden funktioniert, wir kennen uns nicht nur in Gesetzen, sondern auch in den ungeschriebenen Regeln und sozialen Codes aus. Wenn wir in ein anderes Land umziehen (müssen) oder auch wenn – wie für die DDR-Bürger – ein neues Land über uns kommt, müssen wir all diese Regeln und Routinen neu lernen, was mit erheblicher Unsicherheit und erheblichem

Lernaufwand einhergeht. Entwicklungs- und lernpsychologisch betrachtet ist Heimat ein angeeigneter Raum, ein Raum, den man sich zu eigen gemacht hat, den man beherrschen muss – im Sinne von Handlungsfähigkeit und Handlungskompetenzen. Wenn Heimat auf der sozialen Ebene mit Kennen verknüpft ist, hat sie auf der Handlungsebene mit Können zu tun und natürlich mit Wissenserwerb darüber, wie etwas geregelt ist beziehungsweise funktioniert.

Neben der sozialen und handlungsorientierten Dimension gibt es noch eine dritte, psychologisch relevante Dimension: Heimaten sind für uns mit subjektiven Bedeutungen, Geschichten, Emotionen besetzte Räume. Wir verorten uns, unsere Lebensgeschichte und unsere Identität narrativ. Wir können in der Heimat autobiografische Spaziergänge oder auch Stadtführungen machen, wissen, wer aus unserem sozialen Netzwerk wo wohnt oder früher gewohnt hat. Plätze, Orte, soziale Zusammenhänge sind mit persönlicher Bedeutung und entsprechenden Gefühlen aufgeladen: Da habe ich das erste Mal X. geküsst, in diesem Krankenhaus ist mein Kind geboren, da bin ich 89 vor der Polizei geflüchtet, in diesem Konzertsaal habe ich Martha Argerich gehört, hier stand der Betrieb, in dem mein Vater gearbeitet hat. Diese identitätsstiftende und -stabilisierende Dimension von Heimat hat etwas mit dem Bedürfnis nach Kohärenz, dem eigenen Da-Sein Sinn, Bedeutung und Zusammenhang zu verleihen, zu tun. Hier verbinden wir das in der Außenwelt verfügbare »kollektive Gedächtnis« (Halbwachs 1991) mit unserem autobiografischen Gedächtnis, klinken unsere persönliche Lebensgeschichte in den größeren, über unser Leben hinausreichenden Zusammenhang ein. Deswegen bezeichnen Menschen nicht nur eine konkrete Gemeinde, sondern »die Kirche« oder gar »die Religion« als Heimat, deswegen können Menschen Musik als Heimat erleben. So verbinden sich Menschen aber auch mit Orten, anderen Menschen, einer Kultur, die sie nur in Form von Geschichten übermittelt bekommen haben. Beispielsweise kann sich jemand als Schlesier fühlen, dessen Großeltern von dort vertrieben wurden, oder jemand als Sorbe identifizieren, der kein Wort Sorbisch mehr spricht. Es ist nicht nur Erinnerung an die Kindheit, sondern Erinnerung an die von signifikanten Anderen – in Form von Geschichten – vermittelten Identitätsanker.

Der psychologische Kern von Heimat ist das »Heimatgefühl« – für die meisten Menschen Ausdruck positiver Bindung an einen Ort oder/und eine Gruppe von Menschen, die sie mit Begriffen wie Sicherheit, Geborgenheit, Vertrautheit beschreiben. Im Grunde genommen ist das Heimatgefühl Ausdruck davon, wie sicher, eingebunden, kompetent, identisch wir uns in einer bestimmten Umgebung fühlen, beziehungsweise wie gut eine bestimmte Umgebung unsere diesbezüglichen Bedürfnisse beantwortet. Es setzt sich zusammen aus den oben beschriebenen Dimensionen:

- »sense of community«: das Gefühl von Zugehörigkeit, Einbindung, Vertrautheit, Anerkennung
- »sense of control«: das Gefühl von Handlungssicherheit, Handlungsfähigkeit, Partizipation
- »sense of coherence«: das Gefühl von Sinn, Bedeutung, Zusammenhang des eigenen Da-Seins.

Das Heimatgefühl ist aber nicht per se anwesend, sondern entsteht in einem permanenten Prozess von Beheimatung (Mitzscherlich 2000), dem Sich-Binden an und Sich-Verbinden mit sozialen, geografischen und kulturellen Räumen: mit Orten, Menschen, Landschaften, sozialen und kulturellen Zusammenhängen. Es kann – auch an einem Ort, den man physisch nicht verlässt – abhandenkommen, es kann aber – auch an fremden beziehungsweise neuen Orten – neu entstehen beziehungsweise wiederhergestellt werden.

Kultur und Beheimatung

Fragt man danach, welche Rolle Kultur in der psychologischen Konstruktion von Heimat spielt, sollte – ohne den Begriff hier umfassend definieren zu können – gezeigt werden, welchen Stellenwert kulturelle Einflüsse auf den Prozess der Beheimatung haben. Die Idee, dass man Heimat *machen* (im Sinne von sich aneignen und gestalten) kann beziehungsweise muss, ist nicht neu; schon das erworbene Stück Ackerland musste *kultiviert* werden, um Früchte zu tragen und die bäuerliche Familie zu ernähren. »Kultur macht Heimat« auf den bereits eingeführten drei psychologischen Dimensionen:

Kultur stiftet Beziehungen zwischen Menschen und das Gefühl von Zugehörigkeit: Das kann das Singen in einem Chor, ein Konzerterlebnis, eine Bürgerinitiative, das gemeinsame Entwickeln eines Gedenkstättenkonzeptes, aber auch die Bandprobe, die nächtliche Graffiti-Aktion, ein Flashmob, eine Demonstration, der Streit um eine neue architektonische Lösung für ein Gebäude in meiner Stadt sein. Menschen die etwas zusammen produzieren oder auch konsumieren, entwickeln auch eine gemeinsame Kultur und eine – mehr oder weniger stabile – Erfahrung von Gemeinschaft.

Kultur ist ein Rahmen, in dem Wissen und Kompetenzen erworben werden. Auf einer sehr basalen Ebene ist das Sprechenlernen Voraussetzung für Kommunikation und für darüber hinaus gehendes Handeln. Mit der Sprache eignet man sich aber auch Wissen über die Welt, die Geschichte des eigenen Ortes oder der eigenen Gruppe an, man lernt Zuhören und Antworten, zum Beispiel in musikalischen oder performativen Zusammenhängen, man lernt die Sichtweisen anderer in Bildern oder Filmen kennen, man lernt sich auszudrücken und sich zu identifizieren. Wir lernen den Umgang mit Nähe und Distanz im Tanz, wir lernen etwas über die Kraft einer Gruppe und Möglichkeiten, diese zu durchbrechen. Wir lernen aus Büchern, Theaterstücken, den Erzählungen der Bibel, aber auch aus Computerspielen, Serien, Ausstellungen, wie die Welt funktioniert, und wir lernen, unsere eigene Sichtweise zu reflektieren im Blick der anderen. Aus Zuhören, Zuschauen wird Selbermachen, aus Aneignung wird Vergegenständlichung, das »making footprints« (Boesch 1991) der Kulturpsychologie: In diesem Sinn ist Heimat der Ort, an dem wir Spuren hinterlassen. Heimat-Machen beginnt mit dem Einrichten der eigenen Wohnung und endet nicht mit der Gestaltung politischer Verhältnisse.

Besonders wichtig erscheint mir die Rolle der Kultur für die identitätsstiftende Dimension von Heimat: Nur der Mensch hat das Bedürfnis, sich selbst zu erklären und nutzt dafür kulturell geprägte Narrative, Symbole, Bilder. Kultur liefert nicht nur die Klischees und Schablonen, in die das eigene Leben hineinerzählt werden kann beziehungsweise muss, sie bietet auch Archetypen für Scheitern und Gelingen, Anpassung und Aufbruch, Selbstbestimmung und Empowerment. Das individuelle Erzählen variiert, verändert, entwickelt die kulturellen Rahmen-erzählungen. Moderne sorbische Kultur ist nicht mehr nur Eiermalen, Trachten- sticken und Volkstheater, sondern auch hybride Lyrik, abstrakte Malerei, Popmusik, Mode, Krimis und Computerspiele. Deutsche Kultur ist heute beziehungsweise war es schon immer mehrstimmig, vielsprachig, facettenreich – in einem weiten Spektrum von Tradition und Moderne.

Kultur kann – in einer weitgehend säkularisierten Gesellschaft – Sinn stiften, Gemeinschaft erfahrbar machen, kreative Lösungen für die Probleme des 21. Jahr- hunderts entwickeln helfen. Kultur ist dabei keine Mono-Kultur, sondern so viel- fältig, komplex, hybrid, wie es heutzutage auch Heimaten sind. Kultur muss sich – so wie die Heimaten – dagegen wehren, nur einer Gruppe zu gehören. Sie kann Menschen einbinden und ihnen Sicherheit und Vertrautheit ermöglichen, darf aber nicht exklusiv werden beziehungsweise bleiben. Nur dort, wo sie sich öffnet, entwickelt sich Kultur. Nur dort, wo sich Kultur – auch die Kultur des Umgangs mit dem Fremden – entwickelt, bleibt Heimat heimatlich.

Literatur

- Applegate, Celia (1990): *A nation of provincials. The German idea of Heimat*, Oxford: California University Press
- Bausinger, Hermann (1990): »Heimat in einer offenen Gesellschaft«, in: Cremer, Will/Klein, Ansgar (Hrsg.) (1990): *Heimat: Analysen, Themen, Perspektiven*, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 76–90
- Boesch, Ernest (1991): *Symbolic Action Theory and Cultural Psychology*, Berlin: Springer
- Fuhrer, Urs/Kayser, Florian (1992): »Bindung an das Zuhause. Die emotionalen Ursachen«, in: *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, S. 105–118
- Hanns-Seidel-Stiftung (2009): *Generationenstudie. Heimatgefühl und Leben in Bayern*, München
- Gotthelf, Jeremias (1854): *Erlebnisse eines Schulden- bauer*, Berlin: Julius Springer
- Greverus, Ina-Maria: *Auf der Suche nach Heimat*, München: C. H. Beck
- Gulke, Norbert (Hrsg.) (2004): »Migration in die Depression? Innerdeutsche Migration und psy- chische Befindlichkeit«, in: *Psychosozial*, Heft 95 (2004), S. 97–106
- Halbwachs, Maurice (1991): *Das kollektive Ge- dächtnis*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Kollmorgen, Raj (2018): »Eliten ohne Ostdeutsche oder: Wer beherrscht das Land«, in: *Wie die BRD nach Sachsen kam. Dresdner Hefte*, Heft 133 (2018), S. 23–31
- Mitzscherlich, Beate (2018): »Heimatlos im eigen- en Land? Wie Ausländerhass entstehen kann«, in: *Wie die BRD nach Sachsen kam. Dresdner Hefte*, Heft 133 (2018), S. 41–50
- Mitzscherlich, Beate (2000): *Heimat ist etwas, was ich mache. Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozess von Beheimatung*, Herbolzheim: Centaurus